

SOZIALISMUS



Organ des Verbandes der graphischen Hilfs-Arbeiter und -Arbeiterinnen Deutschlands

Erscheint wöchentlich Sonnabends • Bezugspreis monatlich 0,50 RM. ohne die Bestellgebühr • Anzeigen: die 3gespaltene Petitzeile 1,- RM. Todes- und Versammlungsanzeigen die Zeile 0,10 RM. • Sämtliche Postanstalten nehmen Abonnements an • Nur Postbezug ist zulässig

Nr. 4 • 36. Jahrgang

Berlin, den 25. Januar 1930

Hohe Löhne

Die Beantwortung der Frage, welcher Lohn hoch ist, gehört zu den schwierigsten und umstrittensten Fragen der Wirtschaft. Lohnforderungen der Arbeiter wird von den Unternehmern oft entgegengesetzt, daß durch eine Steigerung der Lohnkosten die Rentabilität der Betriebe leidet und Arbeitslosigkeit entstehen würde. Dem steht aber eine gerade entgegengesetzte verlaufende Entwicklung in den Vereinigten Staaten gegenüber, wo bei einem nie zuvor gekannten Wohlstand ein sehr hohes Lohnniveau festzustellen war, und wo gerade die hohen Löhne zum Teil als Voraussetzung für den wirtschaftlichen Aufschwung angesehen worden sind. J. H. Richardson hat das Verdienst, in einem Aufsatz im Januarheft 1930 der „Internationalen Rundschau der Arbeit“ („Die Lehre von den hohen Löhnen“) die Frage eingehend untersucht zu haben, aus welcher Quelle die hohen Löhne fließen und welcher Zusammenhang zwischen allgemeinem wirtschaftlichen Wohlstand und Lohnhöhe besteht.

Er geht zunächst von dem Gedanken aus, daß die Löhne in verschiedener Weise „hoch“ genannt werden können: hoch gegenüber einem anderen Zeitpunkt oder gegenüber den Gewinnen und Gehältern. Im allgemeinen vergleicht man jedoch, wenn man von hohen Löhnen spricht, den jetzt gezahlten Lohn mit dem eines vorhergehenden Zeitpunktes, wobei nicht übersehen werden darf, daß die gesamte Lohnsumme der Arbeiter trotz ihres Anstiegens im Verhältnis zum Gesamtertrag der Volkswirtschaft sinken kann. Die Durchschnittsverdienste der Fabrikarbeiter in den Vereinigten Staaten sind z. B. von 1922 bis 1927 um jährlich 2,4 Proz. gestiegen, die Arbeitsleistung je Arbeiter um 3,5 Proz. und die Gewinne durchschnittlich um 9 Proz.

Lohnerhöhungen lassen sich aus verschiedenen Quellen schöpfen. Eine Gruppe von Arbeitern kann z. B. auf Kosten einer anderen ihren Lohn steigern. Die Arbeiterschaft eines Landes kann durch Beschränkung der Zuwanderung, wie die Vereinigten Staaten, die Konkurrenz der Arbeiter anderer Länder ausschalten. Ferner besteht die Möglichkeit, daß sich die Arbeiter in Betrieben mit Monopolstellung auf Kosten der Verbraucher eine Lohnerhöhung verschaffen können. Richardson kommt nach Behandlung anderer Möglichkeiten zu dem Schluß, daß das einzige Mittel, die Lebenshaltung der Arbeiter zu heben, ohne daß für andere Bevölkerungsklassen Nachteile entstehen, nur in einer Erhöhung der Produktion bestehen kann. Diese Erhöhung kann durch Verbesserung der Arbeitsmethoden, durch ausgedehnte Verwendung maschineller Hilfsmittel oder durch Steigerung der Leistungsfähigkeit der Arbeiter erreicht werden. Zum Beweis dessen führt Richardson an, daß die Erhöhung des Produktionsertrages je Kopf des Beschäftigten in den Fabrikbetrieben von 1922 bis 1925 35 Proz. betrug. Der amerikanische Gewerkschaftsbund hat diesen Gedanken auch als richtig anerkannt und auf seiner Tagung im Jahre 1925 beschlossen, von sich aus zu einer Erhöhung der Ertragsfähigkeit der Wirtschaft beizutragen.

Eine Erhöhung der Kaufkraft des Arbeiterlohnes kann entweder durch Erhöhung der Geldlöhne, durch Preisfenkung oder durch beides erfolgen. Beide Verfahren sind in den Vereinigten Staaten angewandt worden, wobei jedoch die Lohnhöhe von 1922 bis 1927 um 30 Proz. anstieg. Diese Maßnahmen kam dem Bestreben der Federal Reserve-Bank entgegen, den allgemeinen Preisstand möglichst stabil zu halten. Der bekannte Unternehmer Henry S. Dennison sagt hierzu in dem Buch „Recent Economic Changes“, daß sich immer mehr eine Wirtschaftsansicht geltend macht, die nicht glaubt, daß jeder für sich ausgegebene Cent vom Gewinn des Geldgebers abgezogen werde. Die vergrößerten Warenmengen führten zu einer Herabsetzung der Kosten und einer Erhöhung des Wohlstandes.

Selbstverständlich ist, daß einer Massenproduktion auch ein Massenverbrauch gegenüberstehen muß. Diesen Massenverbrauch erzielt man eher durch Erhöhung der Löhne als durch Preisfenkung, da bei sinkenden Preisen die Nachfrage nach Gütern möglichst lange hinausgeschoben zu werden pflegt, während Lohnerhöhungen die Nachfrage steigern. Dieser Zusammenhang trifft auch für die Vereinigten Staaten weitgehend zu.

Die Darlegungen von Richardson beweisen, daß die oft verbreitete Annahme, der Lohn des amerikanischen Arbeiters sei deswegen höher, weil seine Arbeitsleistung höher als die des europäischen Arbeiters sei, nicht zutrifft. Man verwechselt dabei Arbeitsleistung und Arbeitsertrag. Die Arbeit von Richardson ist ein interessanter Beitrag zur Theorie der hohen Löhne.

Arbeiteraristokraten

Wir wissen, was damit gemeint ist: Exklusive Arbeiterschichten, die hochqualifizierte Arbeit verrichten und sich von anderen, hauptsächlich den un- und angelernten Arbeitern, absondern.

Die Vereinigten Staaten, das Land der sogenannten Arbeiteraristokratie, liefern dafür schöne Beispiele. Wir sehen dort, wie einerseits die dem Amerikanischen Gewerkschaftsbund (A. F. of L.) angeschlossenen Berufsverbände ihre fest eingeübten Traditionen aufrechtzuerhalten suchten, und andererseits die einfluchtvolleren Elemente der Gesamtbewegung immer mehr der Notwendigkeit der industriewirtschaftlichen Erziehung aller — und somit auch der ungelerten, halbgelernten und angelernten — Arbeiter bewußt werden. Beide Strömungen sind auf dem letzten amerikanischen Gewerkschaftskongress im Zusammenhang mit der Frage der organisatorischen Erziehung der Arbeiter des rückständigen Südens der USA, sowie speziell bei der Behandlung der Wanderungsfrage deutlich in Erscheinung getreten. Man denke in diesem Zusammenhang nur an den dem Kongress unterbreiteten Bericht des Metallarbeiterdepartements der A. F. of L., in dem hervorgehoben wird, daß durch die von der A. F. of L. aufs tatkräftigste unterstützte und geförderte Beschränkung der Einwanderung das Kapital zwar der billigen und ungelerten Arbeitskräfte aus dem Süden und Osten Europas beraubt wurde, dafür jedoch seither zum Kapitalgeport übergegangen ist und gerade in jenen Ländern, deren Einwohner an der Einwanderung verhindert werden, Niederlagen großen Umfangs errichtet hat. (Die Summe des von Amerika im Auslande angelegten Kapitals beträgt nicht weniger als 27 Milliarden Dollar.)

Alle diese Entwicklungen haben in der Gewerkschaftsbewegung der USA zur Nachdenklichkeit gestimmt. Es ist deshalb fast symbolisch, daß gerade in neuester Zeit durch Veröffentlichungen des Statistischen Büros der USA, und durch ein Buch des Soziologen Ware besonders deutlich gezeigt wird, wohin übertriebener Berufsstolz führen kann. Die besagten Arbeiten enthalten nämlich die tragische Geschichte des Amerikanischen Verbandes der Fensterglasarbeiter. Diese im Jahre 1880 unter der Losung „Nie nachgeben!“ gegründete Organisation nahm früher in den USA, und darüber hinaus in verschiedenen großen Glasfabriken anderer Länder eine durchaus unumstrittene Monopolstellung ein. Als der Verband auf dem Höhepunkt seiner Macht stand, d. h. vor Jahrzehnten, vermachte er sogar das Maß der Produktion vorzuschreiben. Seine Mitglieder arbeiteten nur fünf Tage in der Woche und hatten im Sommer zwei Monate Ferien. Sie verdienten Löhne von 30 bis 70 Dollar pro Woche. Ihre Arbeit war hochqualifiziert und erforderte einige chemische Kenntnisse des Glases, die Lungenstärke einer Primadonna und äußerst große Widerstandskraft gegen die Hitze. Da es sich bei den obengenannten Löhnen um Vorkriegslöhne handelt, kam, ohne weiteres gesagt

werden, daß die Fensterglasarbeiter die am besten bezahlte Kategorie der Gewerkschaftsbewegung der Vereinigten Staaten darstellten. Sie fühlten sich in den festen Wällen ihrer Berufsorganisation so sicher, daß sie sich sogar der Einführung neuer Arbeitsmethoden glaubten erfolgreich widersetzen zu können.

Als die ersten modernen Maschinen aufkamen, beschloßen sie ohne Zögern, „diese Maschinen nicht anzuerkennen und keine Mitglieder aufzunehmen, die in Betrieben mit Maschinen arbeiten“. Die Befehle der Arbeitsstellen war regelrecht eine Familienangelegenheit. Nur amerikanische Staatsbürger wurden aufgenommen, und es wurden nur Lehrlinge zugelassen, die Söhne oder Brüder von Mitgliedern waren. Die Glasarbeiter erbten ihr Handwerk von ihren Vätern und gaben es an ihre Söhne weiter. Es war allgemein üblich, daß alle männlichen Familienmitglieder eines Glasarbeiters einen der vier Berufe des Gewerbes ergriffen. Heiraten unter den Familienmitgliedern des Berufes waren gang und gäbe. Um diese Konstellation in vollem Umfange aufrechtzuerhalten, mußten sich die Unternehmer sogar zwangsweise dazu hergeben, Maschinen fernzuhalten. Der Verband wurde zum bewaffneten Heer gegen alle anderen Arbeiter der Industrie. Bis zum Augenblick, wo die Frage der Bildung von Industrieverbänden und der größtmöglichen Erziehung aller gelerten und ungelerten Arbeiter auf wurde, d. h. bis gegen Kriegsende, ging alles nach Wunsch. Die Löhne und Mitgliederzahlen waren erfreulich hoch. Als jedoch die Notwendigkeiten der neuen Entwicklung auch weiterhin außer acht gelassen wurden, kam der rapide Rückgang. Schon 1923 betrug die Mitgliederzahl nur noch 16 000 (gegen 70 000 im Jahre 1910), und im Jahre 1928 mußte die Organisation aufgelöst werden. Sie zählte nur noch kaum 1000 Mitglieder. Auf ihren Grabstein können die lehrreichen Worte gesetzt werden: Die Organisation umfaßte einmal die am besten bezahlten Arbeiter. Wegen ihrer Exklusivität, ihrer Abneigung gegen ungelerte und halbgelernte Arbeiter und ihrer Verachtung für die Entwicklung zum Industrieverband beging sie Selbstmord!

Das Autojahr 1929

Der Wert der Gesamtzeugung der deutschen Kraftfahrzeugindustrie wird 1929 auf 1160 Millionen Mark geschätzt gegen 1067 1928 und 908 1927. Insgesamt wurden 352 000 Kraftfahrzeuge hergestellt. 1928 betrug diese Ziffer 311 345 und 1927 209 462. Es ist also eine Steigerung von 13 Proz. gegenüber dem Vorjahr eingetreten. Die Fabrikation der einzelnen Arten war folgende (die Ziffern des Vorjahres fügen wir in Klammern bei): Kraftwagen 166 000 (149 133), Personewagen 116 700 (108 143), Lastkraftwagen 33 300 (27 750), Sonderfahrzeuge 13 600 (11 230), Großkraftäder 90 300 (100 708), Kleinkraftäder 95 700 (61 504). Durchschnittlich ist eine Steigerung von 11 bis 15 Proz. eingetreten. Nur bei Kleinkraftädern betrug die Steigerung 56 Proz., während die Fabrikation von Großkraftädern zurückging. Gegenüber 1927 ist die Erzeugung von Kleinkraftädern auf das Vierzehnfache gestiegen. In der deutschen Automobilindustrie wurden 1929 rund 92 000 (90 000) Angestellte und Arbeiter beschäftigt. Der Konzentrationsprozeß hat große Fortschritte gemacht. 1928 stellten 27 Personewagenfabriken 67 Haupttypen und 28 Nebentypen her. 1929 ist die Zahl der Fabriken auf 17 zusammengesunken. Diese stellten insgesamt nur noch etwa 40 Haupt- und 17 Nebentypen her. Im Lastkraftwagenbau ging die Zahl der produzierenden Firmen von 22 auf 14 zurück; die Typenzahl von 56 auf 41. Wie man sieht, macht die deutsche Automobilindustrie eine Umwälzung durch, die von entscheidender Bedeutung ist. In obigen Ziffern sind auch die Ergebnisse der ausländischen Montagewerksstätten enthalten. Der mengenmäßige Anteil derselben betrug rund 30 Proz.

Guerillakämpfe ums Recht

Wir leben in einem Rechtsstaat. Die Beziehungen der Staatsbürger untereinander sind innerhalb bestimmter Grenzen rechtlich geregelt. Durch seine Gesetze hat der Staat die Anwendung von Gewalt im privaten Leben ausgeschlossen, Macht und Willkür weitgehend eingeeignet. Es herrscht die Grundregel von gleichem Recht für alle. Jeder Staatsbürger hat das Recht, sich schützend an die Gerichte des Staates zu wenden, wenn seine Rechte durch andere verletzt werden. Niemand darf ihn daran hindern. Recht an Stelle der anarchischen Gewalt, der Staat als Wächter des Rechts, die Freiheit, den Wächter des Rechts anzurufen. Am diese Postulate haben die Klassen erbittert gerungen, ehe sie als herrschende Grundzüge in das Rechtsleben der Kulturvölker eingegangen sind.

Wie jahrelange Arbeit fleißiger Menschen notwendig ist, den Reich zu bauen, der das flache Land vor den reichenden Fluten des Meeres schützt, und wie nur wenige Spatenstiche eines Bösewichts genügen, dem Meer den Weg zur Vernichtung freizumachen, so genügt in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung bereits der Besitz einer Buchdruckerei, um elementare, staatsbürgerliche Rechte praktisch aufzuheben. Formaljuristisch hat jeder Arbeitnehmer das Recht, die Arbeitsgerichte anzurufen, wenn seine Arbeitsvertragsrechte durch Arbeitgeber verletzt werden. Was nützt dem Arbeitnehmer dieses Recht, wenn er bestreitet muß, die Anrufung der Gerichte mit schweren wirtschaftlichen Schädigungen zu büßen? Man glaube ja nicht, solche Fälle seien heute sehr selten geworden. Die Anzahl von arbeitsgerichtlichen Entlassungen zu wenig gezahlter Lohnbeträge durch entlassene Arbeitnehmer beweist nichts anderes, als daß ihnen in der Mehrzahl der Fälle der Mut gefehlt hat, den richtigen Lohn bereits während des Beschäftigungsverhältnisses zu beanspruchen. Dem Gewerkschaftsfunktionär bestätigt diese Erscheinung eine Erfahrung, die er täglich aufs neue macht. Die Mitglieder, soweit sie in der Gewerkschaftsbewegung nicht praktisch tätig sind, können sich nur schwer vorstellen, wie weit verbreitet namentlich in den Provinzialstädten die Furcht vor der Anrufung der Arbeitsgerichte ist. In acht von zehn Fällen sind es nämlich die geschädigten Mitglieder selbst, die von der Einklagung berechtigter tariflicher Ansprüche dringend abraten, weil sie dadurch den Verlust ihrer Stellung, oder, falls sie arbeitslos sind, Schwierigkeiten bei der Wiedererlangung einer beruflichen Stellung befürchten. Wenn man solche Fragen nur in engen Grenzen stellt, sind die Befürchtungen häufig gar nicht unbegründet. Es würde zu weit führen, Einzelfälle zu schildern, in denen Mitglieder, die sich ihre tariflichen Rechte auf dem Klagewege erkämpft haben, schon bald „wegen Arbeitsmangels“ entlassen wurden. Viel schlimmer ist es jedoch, wenn sie dann nur mit den größten Schwierigkeiten Stellung wiederfinden. Wer kann beweisen, daß diese Mitglieder von den Arbeitgebern hofnotifiziert werden? Jeder weiß, daß ein Boykott vorliegt, aber niemand kann es „beweisen“. Einem Vertreter unseres Verbandes erklärte der Besitzer einer mittleren Buchdruckerei im Verlauf einer persönlichen Unterredung sogar wörtlich: „Was hat Fräulein . . . für ein Interesse daran, mich zu verklagen, wenn sie nachher doch keine Arbeit mehr bekommt!“ Und auf die Frage, ob er damit zugeben wolle, daß die Arbeitnehmer „schwarze Listen“ führten, erwiderte er ausweichend, das wäre nicht der Fall, aber solche Sachen sprächen sich herum, und kein Arbeitgeber stelle ganz Leute ein, die ihn eventuell vors Arbeitsgericht brächten.

Sinngemäß das gleiche wurde nachweislich in anderen Betrieben zwei Mitgliedern erklärt, als sie nach vergeblicher Forderung auf tarifliche Entlohnung mit arbeitsgerichtlichen Klagen drohten. Nimmt man hinzu, daß tarifliche Fälle vorliegen, in denen flagrant gewordene Mitglieder erst nach ungewöhnlich langer Zeit wieder eine Stellung finden konnten, so ist gar nicht daran zu zweifeln, daß die Waffe des Boykotts noch hier und dort von den Arbeitgebern angewendet wird.

Gegen solche Maßnahmen, die sich moralisch selbst richten, hilft nichts anderes als die rücksichtsloseste Durchführung dessen, was damit bekämpft werden soll. Das heißt: ungeachtet aller persönlichen Befürchtungen muß geklagt werden, wo geklagt werden kann. Nur wenn die Arbeitgeber einsehen müssen, daß ihre Bemühungen, den Arbeitnehmern das elementare, staatsbürgerliche Recht zur Anrufung der ordentlichen Gerichte zu rauben, erfolglos sind, werden sie ihre unterirdischen Kämpfe gegen das Recht einstellen.

Es ist notwendig, diese Kleinkämpfe als Kämpfe ums Recht schlichthin zu betrachten. Zwar bedeuten die Verhug einzelner Unternehmer oder einzelner Unternehmerrgruppen keine Gefahr für die Gesamtheit. Was Klassen sich erkämpft haben, was vom ganzen Volk als Recht und Moral anerkannt wird, kann durch die Klänge geistig verstaubter Zeitgenossen nicht ernstlich bedroht werden. Aber wie das Prinzip der Demokratie vor den

ostelbischen Gutsbezirken nicht haltgemacht hat, so darf das Prinzip der rechtlichen Gleichheit und Freiheit aller Staatsbürger nicht gebrochen werden durch die Willkür einzelner. Die Funktionäre unseres Verbandes mögen prüfen, wo noch aufzuräumen ist mit jenen Gestalten, die die Furcht vor dem Recht erwecken, die den Weg zum Recht versperrten wollen. D. H.

Gesundheitliche Schädigung im Tiefdruckgewerbe

Nachdem schon wiederholt über den Tiefdruck und seine Bedeutung für unser Gewerbe geschrieben wurde, ist es an der Zeit, auch einige Worte über die gesundheitliche Auswirkung des Tiefdruckverfahrens für die damit beschäftigten Kollegen zu verlieren.

Es dürfte bekannt sein, daß zwei Arten von Farben verwandt werden. Erstens Wasserfarben, welche, wie schon der Name besagt, unter Zusatz von Wasser verdrückt werden. Ferner werden — und zwar hauptsächlich — Ölfarben verdrückt. Die Ölfarben werden von den Farbenfabriken dickflüssig geliefert und unter Zusatz von Benzol, Toluol oder Xylol verdünnt, um verdrückt zu werden. Wegen der besseren Bildwiedergabe und vor allem wegen der Licht- und Wasserbeständigkeit (Wasserfarben verdrückt löst sich bei Naßwerden auf) wird fast nur noch Ölfarbendruck von den Verbrauchern verlangt. Der Zusatz der genannten Verdünnungsmittel ist wegen der besonders guten Trockeneigenschaft durch ihren hohen Verdunstungsgrad für die schnelle Abwicklung des Druckprozesses erforderlich. Wenn man berücksichtigt, daß außerdem der frische Druck, um rückseitig bedrucken zu können, noch über Trockentrommeln oder Heizplatten läuft, kann man sich leicht vorstellen, daß hierbei sehr starke Dünste und Dämpfe entstehen. Es ist festzustellen, daß in jedem Farbwerk täglich bis zu zwei Kilogramm Benzol verdunsten, wozu noch die nicht unterhebblichen Dämpfe des Trockenprozesses kommen. So läßt sich leicht erklären, daß bei einer Anzahl Maschinen und längerer Betriebszeit die äußerst gesundheitsschädlichen Dünste und Dämpfe die Arbeiter schwer gefährden. In vielen Betrieben befinden sich zu allem Leidwesen die Maschinenräume im Souterrain oder auch im Keller, wo ohnedies schon dumpfe, schlechte Luft ist. Die tiefsten Ausmaße der modernen Maschinen und ihre Schwere bedingen baupolizeilich diesen Umstand.

Da die Kollegen mindestens acht Stunden in einem mit giftigen Dünsten und Dämpfen geschwängerten Arbeitsraum ihren Dienst versehen müssen, hat schon ein Teil unserer Kollegen sehr ernstlichen Schaden genommen. Bekanntlich ist das Benzolgift sehr schädlich für das Knochenmark und übt eine blutergießende Wirkung aus. Es sind in jüngster Zeit ärztliche Untersuchungen angestellt worden, welche dies voll und ganz bestätigen. (Siehe auch die Broschüre der Deutschen Gesellschaft für Gewerbehygiene „Das Tiefdruckverfahren und Maßnahmen zur Vermeidung von Schädigungen bei seiner Verwendung.“) Leider ist es den Wissenschaftlern und Chemikern zur Zeit noch nicht gelungen, andere Farben und Zusatzstoffe, welche frei von den schädlichen und gefährlichen Giften sind, zu finden. Hier harzt für die Chemie ein großes, segensbringendes Arbeitsgebiet.

Unser Verband hat sich mit diesen Erscheinungen im Tiefdruckgewerbe schon verschiedentlich beschäftigt und wird auch weiterhin mit den Unternehmern Maßnahmen treffen müssen, die die Schädlichkeit der Arbeit an diesen Maschinen entweder ganz beseitigen oder doch wesentlich mildern können. Ausreichende hygienische Einrichtungen in diesen Betrieben sind unbedingt zu fordern, auf keinen Fall können die gezeichneten Zustände noch länger andauern. Bei den Beratungen dürfte die Länge der Arbeitszeit, Erholungspausen, Erholungsurlaub, vielleicht auch Aufwendungen der Arbeiterschaft für die Erhaltung ihrer Gesundheit u. a. m. Gegenstand der Aussprache sein. Es kann den Kollegen nicht zugemutet werden, daß sie allein nur Schäden und Nachteile des Tiefdruckverfahrens auf sich nehmen. H.

Preisauschreiben für Unfallverhütung!

Fünftausend-Mark-Preis!

Nach den statistischen Ermittlungen der letzten Jahre war ein nicht unbeträchtlicher Teil aller Explosionen von Niederdruckazetylenentwicklern darauf zurückzuführen, daß vom Brenner in die Acetylenleitung rücktretender Sauerstoff oder Flammentrückflüge von den Wasservorlagen nicht aufgehalten wurden. Dadurch ist es erwiesen, daß sich die Betriebsicherheit der Niederdruckazetylenentwickler noch erheblich erhöhen wird, wenn es gelingt, die zugehörigen Sicherheitsvorlagen weiter zu verbessern. Der Fachauschuß für Schweißtechnik im Verein Deutscher Ingenieure, Berlin NW 7, Ingenieurhaus, hat sich infolgedessen entschlossen, in Abereinstimmung mit einer größeren Anzahl interessierter Organisationen und besonders mit tatkräftiger

Unterstützung der interessierten Berufsgenossenschaften, ein Preisauschreiben hierüber zu erlassen, um noch bisher unbekannte erfinderiische Kräfte in Deutschland zu finden und für dieses Problem zu interessieren.

Als Preise sind ausgesetzt: Ein erster Preis von 5000 M. und ein zweiter Preis von 2500 M. Die Bewerbungen sind an den obengenannten Fachauschuß für Schweißtechnik zu richten, von dem auch alle näheren Bedingungen über die Beteiligung an dem Preisauschreiben eingeholen sind. Der letzte Termin für die Einreichung ist der 1. Oktober 1930.

Ein viel allgemeineres Preisauschreiben, das sich weniger an Fachleute als vielmehr ganz allgemein an die Arbeiterschaft richtet, erläßt die Unfallverhütungsgesellschaft G. m. b. H. beim Verband der Deutschen Berufsgenossenschaften, Berlin W 9, Köthener Str. 37, in ihrem neuesten Unfallverhütungskalender für das Jahr 1930. (Zu beziehen von der Unfallverhütungsgesellschaft G. m. b. H.) Hier wird nur ganz allgemein eine Idee für ein Bild gesucht, welches als Plakat für die Verbreitung des Unfallverhütungsgedankens verwendet werden kann. Als Preise sind hier ausgesetzt: Erster Preis 500 M., zweiter Preis 300 M., dritter Preis 200 M. Letzter Termin für die Einreichungen ist der 31. Mai 1930. Die Bildvoranschläge sind auf einer Postkarte an den Verband der Deutschen Berufsgenossenschaften, Berlin W 9, Köthener Straße 37, einzusenden. Kennwort: K a l e n d e r p r e i s a u s s c h r e i b e n. Auf der Vorderseite der Postkarte außerdem die genaue Anschrift des Einsenders, auf der Rückseite der Postkarte die Idee für das Bild. Andere Einsendungen bleiben unberücksichtigt. — Nicht die Ausführung, sondern die Idee wird gewertet!

Bei dieser Gelegenheit sei nochmals darauf verwiesen, daß das vom Verband der Deutschen Berufsgenossenschaften anlässlich der Reichs-Unfallverhütungswoche (Kunze) im Februar-März 1929 erlassene Preisauschreiben bereits entschieden ist. Ein erster Preis wurde nicht verteilt; der dafür ausgesetzte Betrag wurde zur Erhöhung der Trostpreise verwendet. Der zweite Preis fiel auf den Ausdrud „Wahrheit“, der dritte Preis wurde der Lösung „Umlich! Vorsicht! Rücklicht!“ zuerkannt.

300 Arbeiter bedecken den ganzen deutschen Türenbedarf

Auf dem Verbandstag des Holzarbeiterverbandes hielt der Verbandsvorsitzende Tarnow eine interessante Rede über Tatsachen und Probleme der Rationalisierung. Sie wurde in der „Holzarbeiter-Zeitung“ Nr. 41 veröffentlicht. Die Rationalisierungserfolge in der Holzindustrie wurden dort auf Grund eigener Erhebungen ausführlich behandelt. Ganz gewaltige Leistungssteigerungen sind in den letzten Jahren in der Holzindustrie erzielt worden. In der Möbelfabrikation z. B. wurden Leistungssteigerungen innerhalb weniger Jahre von weit über 100 Proz. erzielt. Damit geht ein Sinken der Zahl der Facharbeiter einher. Von 1913 bis 1929 sankte sich der Prozentsatz der Facharbeiter in einer Möbelfabrik in Berlin von 83 auf 37, in einer Schlafzimmereifabrik in Eilenburg von 81 auf 35, in einer Kleinnmöbelfabrik in Finsterwalde von 61 auf 13 usw. Also eine sehr sichtbare Strukturwandlung in der Holzindustrie. Die Steigerung der motorisierten Betriebe springt in die Augen. Sie bedeutet den Zuwachs der Arbeiterschaft von zwei Millionen Holzarbeitern in Form von Maschinen. Trotzdem ist die Zahl der Beschäftigten in der Holzindustrie von 1895 bis 1925 um 60 Proz. gestiegen. Interessant war folgender Feststellung: In einer modernen eingerichteten Hamburger Türenfabrik stellten 30 Arbeiter, worunter sich 7 Facharbeiter befanden, in einem Tage 500 Türen her. Auf eine Wohnung 6 Türen berechnet und bei der Annahme, daß wie bisher jährlich etwa 200 000 Wohnungen gebaut werden, ergibt sich ein Bedarf von 1 200 000 Türen. Nach der obigen Leistung würden 300 Arbeiter pro Tag 5000 und im Jahr 1½ Millionen Türen, d. h. den Türenbedarf für den ganzen deutschen Wohnungsbau decken können. Das sind Aussichten und Möglichkeiten einer technischen Entwicklung, die man kaum für möglich hielt und die damit vielleicht auch ihr Ende noch nicht erreicht hat. Vielleicht kommen wir zu einem Zustand, den Tarnow durch ein Zitat des Betriebswissenschaftlers Schmalenbach folgendermaßen kennzeichnet: „Das Ziel ist die menschenlose Fabrik. Das Ideal der weiteren technischen Entwicklung ist, den Zustand zu erreichen, wo bloß noch jemand an einem Schalterknopf steht und drückt, und sonst muß der ganze Betrieb automatisch laufen.“ Wenn es auch noch etwas dauert, ehe wir zu diesem Zustand gelangen, so nähern wir uns ihm doch sehr merklich. Und immer brennender wird die Frage: Was wird aus den Menschen, die aus dem Produktionsbetrieb ausgeschaltet werden?

Im amerikanischen Urwald

Reiseerlebnis von Artur Hege.

Im Staate Arkansas, südöstlich von Hot Spring, gibt es tatsächlich noch ein Städtchen, dem man berechtigterweise das Wort „Alt“ vorsetzen kann. Der Heilsarmeekapitän, der uns für das Kleinmachen von drei Körben Holz ein Abendbrot und ein Nachtlager in seinem Kuhstall bewilligt hatte, gab sein Ehrenwort, daß vor zwei Jahren in jenem Walde noch ein großer brauner Bär erlegt worden wäre.

„Wenn der Himmelstufser uns den Bären net bloß aufhunden hat, könnten wir da amal hingehen. Leicht, daß wir auch einen bewilligen. Ich schlag ihm mit meinem Stecken auf die Nase. Aber den Schinken krieg' ich dann!“ sagte der Bär, der eines Abends vor vierzehn Tagen plötzlich den Kopf aus einer Kanalisationsröhre herausgesteckt hatte, in die ich gerade zwecks Nüchterns hineintriedeln wollte, und selbst mein Weggehoße war.

Bären erwartete ich nicht, aber wieder mal die grünen, verunreinigten Tischen und die reine wirrige Luft eines richtigen Waldes nach der wie Zuckpulver wirkenden Atmosphäre des Zementwerkes, in dem ich zuletzt gearbeitet hatte.

Am nächsten Mittag waren wir drin, und wahrhaftig, dieses wuchernde Durcheinander von lebenden und toten Stämmen, von großblättrigem Gebüsch und schlangentartig empor- und querstrebenden Schlingpflanzen sah aus, als könnte es noch Bären beherbergen. Aber es schienen doch keine vorhanden zu sein, denn sonst hätten sie das längst getan, was wir nun taten, nämlich drei Stöcke von wildem Honig auszudrücken und uns als einzige Tagesnahrung in den Magen zu tun. Die erste Nacht schliefen wir unter einigen dickmoosigen Fichtenzweigen, aber nicht sehr gut, denn auch hier war der Boden, wie fast allerwärts in diesem Walde, mehr als feucht, und als wir noch vor der Sonne frostklappernd im dicken Morgennebel zwischen den Eisenbahngleisen dahinschlurften, waren wir entschlossen, lieber in der kommenden Nacht durchzumarschieren, als noch einmal auf diesem Sumpfboden zu liegen.

Aber mit einer geschützten Unterkunft sah es hierherum faul aus. Rechts und links von den Gleisen einfach nur Wald, nichts als Wald. Keine Farm, keine Station, auf der gegebenenfalls ein gottlicher Güterwagen gewinkt hätte, nicht einmal eine Richtung unterbrach diese geschlossene große Mauer. Gegen Abend wurde noch dazu der Himmel vor uns erst grau, dann schiefersblau und dann schwarz. In den finsternen Gründen begann es zu murren und zu rollen, die Wipfel bogten sich in böigem Winde, und darüber flatterten bläuliche und rotgelbe Lichter.

„Sakrament, Sakrament!“ jagte der Bär und rückte sich das bis hierher getretete heimatgrüne Hüthen aus der Stirn: „Jeh! für a Dach wüid i meinen Bärn hergeb'n.“ „Gib ih her!“ sagte ich. „Dort ist ein Dach.“ und zeigte die Strede hinunter, wo in einer Kurve, unter hohe Bäume gebuddelt, die Wand eines Blockhauses im Schein der Blitze schimmerte.

Den halben Kilometer bis dahin legten wir in einer Art Schweinegallop zurück, und beim Näherkommen stellten wir fest, daß aus dem Schornstein, der aus einer alten Blechkanne bestand, eine behagliche Rauchwolke aufwirbelte. Die ersten Regentropfen hatten gerade herabgefallen, als ich die schiefen Tür aufschloß, und im nächsten Augenblick prallte mir der bayerische Kammbod in den Rücken, denn ich war plötzlich stehengeblieben. Der Grund war eine Stimme, zwar war es weniger das, was sie sagte, sondern wie sie es sagte.

„Du, Carl, sig verschögg die Sinne, da gimmd jemand!“ Ich wandte einen Augenblick lang mein blödestes Gesicht, aber ein Regenschwall ins Gesicht und eine grobe bayerische Faust in den Rippen verhalf mir wieder zu Haltung, und mit den melodischen Worten: „Nisch gib's, mei Gleener, die Sinne werd uffgebald, mit han noch Hunger!“ trat ich in den modrig duftenden Raum hinein. Jetzt verlor der da drin, ein kleiner Dicker, die Fassung.

„Nanu, a Landsmann! Hier in Arkansas un bei so a Widweder, nu, der grichd i Schdigge ab, drohdem mer schon dreie sin. Herrejeses, da gimmd ja noch eener.“

Also hier in diesem Blockhause in einem Urwald von Arkansas saßen jetzt ein Osterreicher, ein Medlenburger und ein Schale, dazu kamen mit uns noch ein Bayer und noch ein Schale und teilten sich brüderlich in eine „Hinne“. Die hatte mein Lands- und sogar Stadtmann, denn er war auch aus Leipzig, heute frisch auf einer Farm gestohlen. Dann veranfaßten wir hier in dieser unmöglichen Gegend so etwas wie einen „Deutschen Abend“, jeder berichtete nur, wie er nach Amerika und dort weiters, oder wie sich bei allen ergab, auch nicht weitergekommen war.

Mein Landsmann war wirklich das, wonach er jetzt noch auslief, nämlich ein Bäckermeister, gewesen. Wegen einer an sich nicht schlimmen Dummheit hatte er eine Gefängnisstrafe bekommen, unterdessen war ihm die Frau davon gelaufen, und er zog die Konsequenzen und lief ebenfalls davon, nach Amerika. Er verfehlte nicht, auch darauf hinzuweisen, daß er sich anfangs hier betätigt und auch immer wieder um Arbeit bemüht hatte. Große Ausdauer konnte er darin aus chronologischen Gründen nicht beweisen haben, denn mit Stolz versicherte er, daß er seit Lage und schreibe zweiundzwanzig Jahren keinen Finger krumm gemacht hatte und dieses halbe Menschenalter zahllos als Tramp in den Staaten herumgezogen war. Mit einer wahren Ehrfurcht aber betrachtete ich das Kunststück, daß er trotz seiner äußeren Strampeltätigkeit und Verwahrlosung bei der Härte dieses Lebens, das ich so gut kannte, sich noch immer sein Bäckermeisterbäcklein zu wahren gewußt hatte.

Der Osterreicher war Zimmermann. Dem hatte man am Tage seiner Landung gleich erst einmal sein ganzes Geld gestohlen. Und das im ersten Jahre verdiente hatte er einem Doktor gegeben, der ihm ein paar Monate lang an einer Hadwunde am Bein herumkurieret hatte. Eine Drizstranzenkassette, die dafür aufkam, gab es ja hiezulande nicht. Mit der zurückgebliebenen Hälfte eines Arbeitsverdienstes von vierzehn Wochen war ihm dann sein Bauunternehmer durchgegangen; er hatte wieder angefangen, zu schufeln und zu parren, und sich nach drei Jahren ein kleines Sägewerk gekauft. Das brannte ihm dann eines Nachts nieder, und die Feuerversicherung sah sich zu ihrem Bedauern nicht in der Lage, zu bezahlen, weil keine Police mitverbrannt und sein Name unerklärlicherweise in ihren Büchern nicht aufzufinden war. Da hatte er's aufgegeben und ließ sich jetzt auf den Hunderttausendmeilenstrecken der amerikanischen Eisenbahn treiben.

Der Medlenburger, ein langer, dürrer Mensch mit schlaffen Gliedern, aber seelensguten Augen und einem feinen Gesicht, war Lehrer. Er erzählte nicht viel, aber er brauchte es auch nicht, denn seine Geschichte stand ihm im Gesicht geschrieben, und eine lustige war es nicht. Menschen dieses Schlages werden in diesem Lande ausgenutzt und dann mit einem abschuldenden „Cool“ (Dummkopf) auf den Kirchhofen geworfen. Ober als Tramp auf die Eisenbahngleise, was daselbe ist.

Mein bawarischer Weggehoße war schließlich auch darauf geworden worden, trotzdem er sich der Überlieferung seiner Heimat getreu mit einem Paar beachtlicher Fäuste, und zwar im buchstäblichen Sinne des Wortes, dagegen gewehrt hatte. Er war Landbesitzsmaler. Und immer wieder hatte er seine Bilder irgendetwas Agenten gegeben, der hatte ihn immer wieder um den Erds geprellt, und der Bayer hatte ihn dann gottschämlich verdroschen. Beim letztenmal hatte er zwei herzuclende Wolljippen verwerflich auch mit Knod und geflagen und war dafür vierzehn Monate eingespunden worden. Jetzt pigierte er unter peinlicher Vermeidung der schon tragendgelegten Staaten in einem sanften Schlangentanz dem Atlantik zu, um sich „aus dem Gauland dem dretatn“ hinweg und den heimischen Maßkrügen wieder entgegenzubehoben.

Der einzige, der eigentlich ohne zielbewusstes Streben nach dem Erwerb irdischen Bestes in „Gods own Country“ (Gottes eigenes Land) gekommen war und jetzt sogar mit einem verwerflichen Vergnügen durch seine so gar nicht gotteseligen Gawe wallfahrt, war ich selber. Aber leicht war mir darum doch nicht um Hals, als ich dann allein noch bei dem leise verdröhnenden Feuer die schlafenden Gesichter dieser vier betrachtete, die an den harten Rippen des amerikanischen Lebens gescheitert waren, und draußen der eintönige Regen, in den sich das Gewitter aufgelöst hatte, auf das Laubgewölbe des Arkansas-Waldes herniederrauschte.

Der Brief an den Kaiser

Wir veröffentlichen heute einen interessanten Abschnitt aus dem in Länge im „Widerkreis“ erschienenen Roman „Vorher — Fernher“ von Erik Herrmann.

Der Alte hielt inne und sah bei gebeugtem Kopfe von unten her auf Andreas. Doch der hatte nicht mehr hingehört. „Dann gib schon her!“ sagte Andreas entschlossen. „Wenn es nicht nicht, schaden kann es nicht!“

Jaschu Gonschorech atmete auf, brachte aus der Allerweltstasche einen Pelzes die Tintenflasche, einen Federhalter und ein paar Federn zum Vorschein. Dann rückte er den weißgeschuerten Schmel, den er mit nach der Wiege gebracht hatte, heran, rollte den gelben Bogen aus dem Packpapier und bettelte: „Nun fang aber bald an und gib dir rechte Mühe. Mach keinen Kleck und keinen Fettsied, sonst kriegen wir den Brief wieder zurück.“

Andreas setzte sich an den Schmel und machte sich fertig. „Und?“ fragte er.

„Sprich lieber erst einmal die Feder aus, Andreas, ich bit' dich! So ein Tintenkleck läuft ganz unversehens aus der spitzen Feder. Neh, mach, weiß, nie, wahr, er kommt. Auf einmal ist er da. Fang auch lieber mit dem Kuvert an.“

„Schreib: An den mächtigen Kaiser von Deutschland... Mein... Zum Grafen mein auch gnädiger Herr gegen... Schreib lieber: An den gnädigen Herrn Kaiser von Deutschland...“

„Man muß doch den Namen wenigstens dazu schreiben.“ Jaschu Gonschorech trakte sich auf dem Kopf und flötete kläglich: „Ich hab' es immer gewußt, wir bringen den Brief nicht zusammen. Wie soll man den Namen wissen?“

„Wilhelm der Zweite. Das mußst du doch wissen!“ „Weißt du das bestimmt, Andreas?“

„Bester Seeliger hat es doch gesagt.“ „Wenn wir an den falschen Kaiser schreiben, wird der ungemütlich und schreibt uns, daß ich Worowo gar nichts angeht, wenn er uns nicht sogar eins mit der Peitsche über den Buckel brennt, wie es in der vergangenen Woche der Graf mit dem Arbeiter Valentin gemacht hat.“

„Es ist schon richtig. Wilhelm der Zweite!“ „Schreib lieber: An den sehr gnädigen Herrn Kaiser Wilhelm den Zweiten von Deutschland in Berlin. Mach die zwei recht groß, daß keine Verwechslung vorkommt... Um Gottes willen, doch einen Ringel und einen Schwanz.“

„Das wird so geschrieben.“ Jaschu nahm erschreckt die Babelmütze von dem struppigen Haar und kratzte sich lange. Dann söhnte er: „Wenn das bloß gut geht!“

„Weiter!“ „Nicht so schnell! Schwierige Sachen müssen lange überlegt werden. Einen Brief an den Kaiser kann man nicht so rasch aus dem Ärmel schütteln.“

„Du hast doch viele Jahre darüber nachgedacht.“ Der Alte machte ein ganz klägliches Gesicht.

„Ich hab' mir das nicht so schwer gedacht“, gestand er ein. „Sieh, Andreas, ein Haus wird auch nicht auf einmal neu eingedeckt. Man stift jedes Jahr ein Stück. Wollen wir nicht heute aufhören und morgen ein paar Säbe weiter schreiben? Man soll eine Sache weder übertreiben noch überstürzen.“

„Reißt bin ich am Schreiben und bring' den Brief zu Ende. Du hast immer gesagt, es sei die höchste Zeit, um Worowo zu helfen. Also?“

„Wenn's sein muß... Schreib: Lieber mutiger und gerechter Kaiser!... Bist du so weit?... Nun weiter: Zwei arme Worowos, ein alter und ein junger... Mach bloß keinen Kleck!... Ich steh' eine richtige Angst aus, Andreas! Die Feder ist zu spitz!... Mach auch ein Komma und einen Punkt hinein. Lieber einen zuviel als einen zuwenig. Er denkt sonst, wir gehören schon zu den Polacken, und dabei wohnen wir bloß an der Grenze...“

„... ein alter und ein junger... Weiter!“ „Eigen auf der Wiebe beim Gänsehüten und wissen sich keinen Rat mehr über Worowo... Schreib Worowo ganz groß und mach einen Strich darunter! Worowo ist das Allerwichtigste...“

„Denn es werden immer mehr Menschen und immer weniger Land... Du, Andreas, wir müssen erst einmal zählen, wieviel Menschen in Worowo sind. Es ist besser,

wir machen alles ganz genau. Wir können ja die noch mitrechnen, die bis Michael geboren werden... Wart mal!...“

Jaschu rechnete an den Fingern. Zu Gedanken ging er die Dorfstraße entlang und zählte die Anwesenden und die Schängengänger jedes Hauses zusammen. Endlich kam er zu Rande.

„Es sind einhundertachtundfünfzig! Kannst du so große Zahlen richtig schreiben?“

„Ja!“ „Dann schreib: In ganz jämmerlichen Hundeshütten wohnen im Winter einhundertachtundfünfzig Menschen aufeinander, weil der gnädige Herr Graf unser Land kriegt... Es ist besser, wir schreiben gnädiger Herr Graf; denn wenn der Kaiser etwa dem Grafen den Brief zeigt... Wir wollen auch nicht schreiben, daß er unser Land gestohlen hat. Wir sagen lieber, daß er unser Land kriegt. Der Kaiser wird sich das Richtige schon denken können.“

„Soll das alles Einleitung sein?“ „Was?“

„Lehrer Seeliger jagt immer in der Schule, wir sollen die Einleitung nicht zu lang machen, sondern rasch zur Sache kommen.“

„Ist dir das Schreiben schon zuviel?“ „Nein!“

„Dann wirf lieber einmal die Feder an meinem Ärmel ab. Es muß schon alterhand dran sein... Wenn nur kein Kleck bis zum Schluß auf das schöne Papier kommt!...“

Schreib: Er kriegt das Land, was die Worowos Bauern einmal gehabt haben, und das sie im Schwelze ihres Angests umgepflegt und bestellt haben, und auf dem jetzt wieder Wald wächst, weil der gnädige Herr Graf Wildschweine und Hirsche und Rehe zur Jagd braucht und... und... und...“

„Nicht so schnell, Jaschu!“ „Ich bin jetzt gerade im Zuge!... Du!... Von den Hasen und Karnideln schreiben wir nichts. Die kann der Graf sich ruhig halten, denn die fangen wir schon weg. Wo sollen wir sonst unsere Sonntagsbraten herbekommen?... Bist du so weit?“

„Ja!“ „Und die freßen uns die ganze Saat und die Kartoffeln auf, und wir kriegen nichts dafür. Und die vielen Kinder müssen in die Fremde gehen, wo sie bloß schlecht werden und hochmütig, weil sie silberne Uhren auf zwölf Rubinen in der Westentasche tragen, und manche kommen nicht mehr wieder; denn was sollen sie in Worowo, wo es kein Land mehr gibt und der gnädige Herr Graf alle Jahre eine Wirtenschaft nach der andern aufkauft und den Bauern wegnimmt.“

„Langsamer!“ „Ich muß mir den Pelz ausziehen, so schwitze ich“, gestand Jaschu, der sonst in der größten Sommerhitze auf der Wiebe im Pelze saß. „Ich hätte nicht geglaubt, daß ein Brief an einen Kaiser so schwer ist. Schwitzt du noch nicht?... Wenn der Graf wüßte, was wir über ihn schreiben!... Hehehehehe!...“

„Aber wir dürfen uns nicht fürchten. Wir müssen alles dem Kaiser sagen!... Tausch bloß nicht zu tief in die Tinte, Andreas. So eine Tinte ist gefährlicher als der dickste Sumpf. Bist du erst mit einem Beine drin, dann kommst du nicht mehr heraus.“

„Sag, weiter!“ „Sie wüßten dem gnädigen Herrn Grafen das Land wieder wegnehmen und den Bauern geben, und zwar recht bald, sonst ist der letzte Worowos hier weggezogen, und dann ist alles zu spät. Gerechtigkeit muß sein. Wenn Sie es nicht glauben, dann kommen Sie einmal zu Besuch... Du bist schon auf der neuen Seite?... Andreas, das wird eine feine Sache. Da wird der Kaiser Augen machen. Zwei Seiten!...“

„Nun kann's weitergehen!“ „Wenn Sie uns besuchen kommen, werden wir Ihnen alles zeigen, wo früher das Bauernland war und wo jetzt der Wald steht und wie uns die Bäume auf den Hals kommen. Sie können mit der Bahn fahren, wenn es auch einen großen Kleck kostet... Dann muß man zu Fuß laufen, aber Sie werden ja lieber reiten... Kommen Sie am besten im Winter, dann sind die Schängengänger da. Die haben den Mund auf der rechten Stelle, und die können was erzählen... Bist du so weit?“

„Gleich!“ „Ich glaube, jetzt ist es genug. Ob ich noch von mir schreibe, damit ich auch eine Wirtenschaft kriegen, wenn er kommt?... Andreas, das wird eine feine Sache werden. Paß auf, der Kaiser ist im Winter da. Ein Kaiser kann eine Ungerechtigkeit sehen. Wenn er dann sagt: Jaschu Gonschorech, wo willst du dein Haus hinduen, und wieviel Morgen Land brauchst du noch?... Und ich sage dann: Lieber, guter, gerechter und gnädiger Kaiser, ich brauche bloß fünf Morgen und ein Häuslein mit einer Stube und einer Kammer, und er sagt, das sollst du haben... dann... dann... Andreas... dann...“

Er hielt inne. Seine Stimme erklang ein unterdrücktes Schluchzen. Krampfhaft versuchte er, durch Schluden und Würgen der Erregung Herr zu werden. Es ging schwer genug. Zuletzt fuhr er mit dem rauhen Sandriemen über die nassen Augen.

„Andreas, es ist doch schön, Kaiser zu sein. Er kann helfen, wenn die Ungerechtigkeit in der Welt ist und die armen Leute niemand haben, der ihnen hilft...“

„Was soll ich denn zum Schluß schreiben?“ „Viele bemittigte Grüße und auf Wiedersehen... Bist du?...“ Schreib!... Und zuletzt noch: Jaschu Gonschorech aus Worowo!“

Disput am Abend

Wenn sie bei Butterbrot und Tee sich stärken, spricht er wohl gern von seinen nichtgedruckten Werken: „Versteh mich recht! Ich harre nur der Stunde, in der ein Genius mit mir im Bunde!“ Dann bricht hervor, was sich in mir gesammelt! Dann bricht hervor, was sich in mir gesammelt, schaff' ich dem Langgedachten ewige Gestalt!... So heißt er feil. Schwelz füllt ihm alle Poren und fieberhaft glühn Baden ihm und Ohren... Sie hört es. Rästelt und erwidert trocken: „N e c h t o p f i c h d i r d a s 1 3 . P a a r S o d e n!“

Aus den Sahlstellen

Wagen. Generalversammlung vom 16. Januar. Zunächst erhte in üblicher Weise der Vorsitzende, Kollege Jannad, das Andenken der im Berichtsjahre gestorbenen Mitglieder und ging dann zum Geschäftsbericht über. Der Vorstand hatte sich die Aufgabe gestellt, die Verhältnisse in Bezug auf die Regsamkeit der Mitglieder zu verbessern. Dies sollte durch belehrende und unterhaltende Vorträge geschehen. Es wurden im vergangenen Jahre sieben Versammlungen, darunter vier mit Vorträgen, abgehalten. Auch die Regsamkeit wurde gepflegt durch einen Ausflug der Mitgliedschaft. Trotz dieser Veranstaltungen war der Versammlungsbesuch nicht zufriedenstellend. Übergangend zu den Lohn- und Arbeitsbedingungen konnte festgestellt werden, daß die Verschlechterungsabsichten einer Firma (Abbau der Akkordlöhne und Feiertagsbezahlung) abgewiesen wurden. Nicht möglich war es, die Stilllegung der Kartonagenabteilung zu verhindern. 31 Kolleginnen wurden durch diese Stilllegung arbeitslos. Wegen Mangel an drei Kolleginnen wurde Klage erhoben. Die Firma wurde verurteilt, etwa 1500 M. Entschädigung zu zahlen. Zur Ausbildung des Wiffens wurden zwei Kolleginnen zu einem Wochenendkursus entsandt. Bescheid wurde ferner ein Gantag, eine Landestonferenz und ein Wochenendkursus für Arbeitsrichter. Die Arbeit des Vorsitzenden wurde dadurch gekennzeichnet, daß er an ungefähr 130 Abenden im Dienste der Arbeiterschaft gestanden hat. Seine Funktion als Vorsitzender der Sahlstelle, als Vorsitzender des Betriebsrates, als Beisitzer beim Arbeitsgericht und Schlichtungsausschuß lassen daran keinen Zweifel. Obwohl der Geschäftsbesuch bei unsrer Firma besser als im Vorjahre ist, so ist nicht daran zu denken, müßig zu sein! „Der Kampf um den Kunden“ wird es mit sich bringen, daß die Unternehmer immer wieder versuchen werden, diesen Kampf auf Kosten der Arbeiterschaft zu führen. Auch bei uns wird das kommende Jahr kein Friedensjahr sein. Zum Schluß erwähnte der Vorsitzende, nicht wie ein Würger betend eine bessere Zukunft zu erwarten, sondern dafür zu kämpfen. Mit Pausenworten an die Funktionäre für ihre rege Mitarbeit schloß Kollege Jannad seinen Geschäftsbericht. Anschließend gab der Kassierer, Kollege Hoffmann, den Kassenbericht. Im Berichtsjahre betragen die Einnahmen der verlaufenen Monate 7007,30 M. Arbeitslosenunterstützung wurde gezahlt 1347,10 M. Krankenunterstützung 1101,65 M. Die Einnahmen der Inzahlungskasse betragen 1069 M. Die Ausgaben derselben 1524 M. An die Hauptkasse wurden gezahlt 2933,65 M. Das Ortsstellenvermögen betrug Ende des Jahres 642,50 M. An Weihnachtsunterstützung gelangten zur Auszahlung aus Ortsmitteln 105 M. Auf Antrag der Revisorinnen wurde dem Kassierer Entlastung erteilt. Die hierauf vorgenommenen Wahlen ergaben die Wiederwahl der bisherigen Ortsverwaltung. Drei der auscheidenden Mitglieder wurden durch Neuwahl ersetzt. Unter „Verschiedenem“ gab das Kartellmitglied, Kollege Lange, Bericht über die Rechte und Pflichten der Krankenkassenmitglieder, ferner über die auch in diesem Jahre vom Ortsausschuß geplante Gesellschaftsreise ins Riesengebirge bzw. Sarggebirge oder Spreewald. Nach Erledigung einiger Anfragen auch betreffs eines vorzuziehenden Ausfluges der Mitglieder wurde die Versammlung mit dem Wunsch, weiter fest zur Organisation zu halten, vom Vorsitzenden geschlossen.

Wiesfeld. Die gut besuchte Generalversammlung am 13. Januar erhte den verstorbenen Kollegen Just durch Erheben von den Vätern und hörte stehend den ehrenden Nachruf, vom Kollegen Kufmann gesprochen, an. Die Einführung des neuen Bezirksangehörigen, Kollegen Spallhoff, erfolgte durch den Gauleiter, Kollegen Spartzuh, welcher in seinen Ausführungen dessen bisherige Tätigkeit für unsere Organisation schilderte und mit dem Wunsch schloß, daß sein Wirken für unsere Organisation und insbesondere für den Bezirk und die Sahlstelle Wiesfeld von Erfolg sein möge. Kollege Spallhoff dankte dem Vorredner und gab die Versicherung, daß er alles einsehen werde, zum Wohle der Kollegenchaft zu arbeiten, daß aber, ihm das Vertrauen entgegenzubringen, welches für eine fruchtbringende Tätigkeit erforderlich sei. Der Kassenbericht zeigte einen guten Bestand unserer Ortskasse. Bei der nun folgenden Vorstandswahl wurde der bisherige Ortsvorsitzende einmündig und an Stelle des wegen Alters auscheidenden Kollegen Votz die Kollegin Gellert gewählt. Dann nahm Kollege Spartzuh zu seinem Referat „Kündigung des Reichstatts und warum müssen wir organisiert sein?“ das Wort. Von den Kämpfen der Gewerkschaften in der Vorzeitgeschichte ausgehend, schilderte er die derzeitigen tarif- und lohnpolitischen Zustände und zog interessante Vergleiche zwischen damals und heute. Wenn nun seitens der Unternehmer unser Reichstattsmitglied ist, so seien deren Absichten wohl klar. Eine Selbstverständlichkeit müsse es natürlich für jeden sein, eventuelle nicht organisierte aufzuklären und ihnen die augenblickliche Lage vor Augen zu führen. Unorganisierte sind stets eine große Gefahr, und er hoffe, daß sich in dieser Zeit jeder aktiv an der Werbetätigkeit beteilige. Lebhafter Beifall dankte dem Kollegen Spartzuh für seine vortrefflichen Ausführungen. Zum Schluß wurden noch einige interne Angelegenheiten erörtert.

Darmstadt. Unsere diesjährige Generalversammlung, welche erfreulichweise gut besucht war, fand am 14. Januar im „Gewerkschaftshaus“ statt. Der Vorsitzende, Kollege Spiegel, teilte mit, daß bis zum 31. März laufenden Jahres die Formulare zur Niederhaltung der jeweils gezahlten Lohnsteuer beim zuständigen Finanzamt vorlegen müssen. Weiter teilte er mit, daß bei Anträgen zur Erlangung von Arbeitslosenunterstützung die erforderlichen Formulare zu beschaffen sind. Auch übermittelte er den Dank des Kollegen Kald bezüglich des 61. Geburtstages sowie seinen Glückwunsch zum Jahreswechsel. Hierauf erstattete Kollege Bauer den Kassenbericht vom vierten Quartal, woraus zu ersehen war, daß für die Hauptkasse eine Einnahme von 1645,50 M. und eine Ausgabe von 610,60 M. zu verzeichnen ist. Kollege Menges führte hierzu aus, daß der Abfluß im großen ganzen gut ist in Betracht der vielen Unterstufungen, die im letzten Quartal gezahlt wurden. Mit den Leistungen des Kassierers können die Mitglieder zufrieden sein. Anschließend erstattete der Kassierer den Jahresbericht in allen seinen Einzelheiten, woraus besonders hervorgehoben werden muß, daß im Laufe des Jahres 23 weibliche und vier männliche Mitglieder neu aufgenommen wurden, die Mitgliedschaft beträgt somit 210. Kollege Wittmann erstattete den Revisionsbericht und sprach seine Befriedigung über die Leistungen des Kassierers aus. Der Vorsitzende erörterte den Vorstandsbericht, wobei er bekannt gab, daß zur Erledigung der dringlichen Geschäfte eine Generalversammlung, sechs Vorstandssitzungen, fünf Sitzun-

gen des Vorstandes mit den Vertrauensleuten und sechs Mitgliederversammlungen nötig waren. Er führte aus, daß fast alle Mitglieder zur Zufriedenheit der Kollegenchaft erledigt wurden. Ferner wies er auf den letzten Versammlungsbesuch im Laufe des verfloffenen Jahres hin und wünschte Besserung in diesem Jahre. Kollege Klinger erstattete Bericht über den Arbeitsnachweis. Vor allen Dingen muß bei der An- und Abmeldung der Arbeitslosigkeit besser Ordnung gehalten werden, da sonst die größten Unannehmlichkeiten entstehen, welche für die Organisation nicht von Nutzen sind. Er führte an, daß im Laufe des verfloffenen Jahres 62 weibliche und acht männliche Mitglieder arbeitslos gemeldet waren. Hieron wurden wieder 52 vermittelt. Kollege Spiegel erwähnte die Mitgliedschaft, das Umfragen in den Betrieben unbedingt zu unterlassen und auf jeden Fall den Arbeitsnachweis der Organisation zu benutzen, um sich vor Schaden zu bewahren. Auch Kollege Menges erklärte, daß es Pflicht eines jeden Mitgliedes ist, sich an den Arbeitsnachweis zu wenden. Alsdann dankte der Vorsitzende den übrigen Vorstandsmitgliedern für ihre Mitarbeit im verfloffenen Jahre. Bei der Neuwahl des Vorstandes wurde der alte Vorstand einstimmig wiedergewählt. Beim Punkt „Verschiedenem“ gab der Vorsitzende bekannt, daß der Vorstand beantragt, für durchreisende Kollegen von nun an 2,50 M. zu zahlen, was von der Versammlung gutgeheißen wurde. Kollege Richter erinnerte an den demnächst ablaufenden Manteltarif und ermahnte die Versammelten zum guten Versammlungsbesuch. Auch Kollege Menges unterstützte die Ausführungen seines Vorredners und erinnerte an die Lohn- und Arbeitsbedingungen sowie Ferienbestimmungen, die im jetzigen Manteltarif enthalten sind; er betonte, daß nur durch eine geschlossene Organisation Verbesserungen erzielt werden können. Laut Abstimmung finden die Kassenstunden von jetzt ab jeden Freitagabend von 6 bis 8 Uhr im „Gewerkschaftshaus“ statt.

Dissen (Rothenfelde). In der Versammlung vom 10. Januar wurde zuerst des verstorbenen Kollegen Just in der üblichen Weise gedacht. Der Vorsitzende begrüßte dann den anwesenden Gauleiter, Kollegen Spartzuh (Hannover), der in der Versammlung das Wort zu einem Vortrag über die Tarifbindung und Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation nahm. Seine Ausführungen fanden bei den Mitgliedern volle Zustimmung. Der Vorsitzende, Kollege Kubshauer, unterrichtete witzvoll die Worte des Gauleiters, die Mitglieder der Sahlstelle Dissen werden sich die vortragenden Richtlinien für die kommende Tarifbewegung zu eigen machen und streng danach handeln. Zwei neue Mitglieder konnten aufgenommen werden, der Vorsitzende begrüßte die beiden neuen Streiter für den Verband. Die Mitglieder werden sich für die kommende Zeit die Werbetätigkeit für die Organisation besonders angelegen sein lassen. Nach einer regen Aussprache über dringliche Angelegenheiten konnte der Vorsitzende die interessante Versammlung schließen.

Heidelberg. Am 11. Januar fand im „Gewerkschaftshaus“ unsere Generalversammlung statt. Leider mußte wiederum ein schlechter Besuch festgestellt werden, trotz der ersten Situation, in welcher wir gegenwärtig stehen. Im Punkt „Geschäftliches“ gab Kollege Ruf bekannt, daß der Kartellbeitrag für männliche um 2 Pfennig, für weibliche Mitglieder um 1 Pfennig erhöht wurde. Der Beitrag wird von der Lokalfiliale bestritten. Die Gewerkschaftsabhängigkeit wurde im verfloffenen Jahre von unseren Mitgliedern nicht benutzt, für das neue Jahr muß sie nicht in Anspruch genommen werden. Die Wähler werden vollkommen verstehen. Kollege Ruf schilderte anschließend die Verhältnisse der Lehrmädchen in einzelnen Betrieben, hauptsächlich bei der Firma Föhring, wo man die Lehrmädchen während der Lehrzeit nicht tariflich befaßt und nach 1½-jähriger Tätigkeit mit 15 Mark entlohnt. Im Interesse sämtlicher Kolleginnen müssen solche Fälle sofort gemeldet werden. Im Jahresbericht gab Kollege Ruf einen Rückblick über das verfloffene Jahr und schloß den Bericht mit den Worten, daß wir das alte Jahr gern scheiden sehen, weil die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht gut gewesen sind. Wir hoffen im neuen Jahre durch folgendes Zusammenarbeiten Verbesserungen erreichen zu können. Kollege Rumer erteilte den Kassenbericht. Kollege Ruf dankte dem Kollegen Rumer für seine mühevollen Arbeit im verfloffenen Jahre. Die Neuwahl ergab folgendes Resultat: 1. Vorsitzender Kollege Ruf, 2. Vorsitzender Kollege Mayerhäfer, Kassierer Kollege Rumer, Schriftführer Kollege Mayerhäfer, Revisor Kollegin Harbel und Kollegin Bischoff, Delegierte zum Kartell: Kollege Rumer und Scheu. Punkt „Verschiedenem“ mußte wegen vorgeschrittener Zeit zurückgestellt werden. Kollege Ruf erwähnte für die kommende Situation bereit zu sein und die Versammlungen besser zu beenden.

Donaudorf. Unsere erste Versammlung im neuen Jahre fand am 11. Januar statt. Zuerst wurde das Andenken des verstorbenen Kollegen Just (Wiesfeld) und unserer Kollegin Wiegmann in üblicher Weise geehrt. In dieser Versammlung konnten wir auch unseren Gauleiter Kollegen Spartzuh (Hannover) begrüßen. Er hatte es übernommen, über das Thema „Die Kündigung des Reichstatts und warum müssen wir organisiert sein?“ zu sprechen. Den Ausführungen des Referenten, die an anderer Stelle kurz wiedergegeben werden, wurde voll und ganz zugestimmt. Nach einigen internen Angelegenheiten wurde die Versammlung geschlossen.

Kolditz. Jahresversammlung am 6. Januar 1930. Der Kassenbericht wurde vom Kollegen Lange gegeben. Auf Antrag der Revisorinnen wurde dem Kassierer Entlastung erteilt. Kollege Sellge (Hamburg) hielt einen ausführlichen Vortrag über die beiderseitigen Bindungen der Tarife. An Hand unserer bisher bei vorjährigen tariflichen Regelungen gestellten Forderungen bewies Sellge die Notwendigkeit einiger Änderungen, die im Tarif unbedingt vorgenommen werden müssen. Regte Diskussion zeigte, wie sehr die Kollegenchaft den kommenden Verhandlungen interessiert entgegensteht. Die Ausführungen Sellges wurden von den in der Diskussion sprechenden Kollegen besonders unterstützt. In einer angenommenen Entschließung heißt es, daß die heutige Versammlung der graphischen Hilfsarbeiter willens ist, die Verbandsleitung in ihren Maßnahmen voll und ganz zu unterstützen. Nachdem die Wiederwahl des bisherigen Vorstandes erfolgt war, machte der Kollege Münzer noch einige interne Mitteilungen.

Weimar. Am 13. Januar hielt der Ortsverein seine Jahreshauptversammlung ab. Die zur Beratung stehende Tagesordnung war wichtig genug, daß es für alle Mitglieder eine Selbstverständlichkeit hätte sein müssen, die Versammlung zu besuchen. Leider mußte festgelegt werden,

daß Knapp die Hälfte der Mitglieder dem an sie ergangenen Rufe, sich das Referat des Gauleiters Kollegen Wambacher (Erfurt) anzuhören, gefolgt war. Der Versammlungsbesuch war im Laufe des vergangenen Jahres stets befriedigend. Um so bestrebender wirkt es, daß in einer Zeit bevorstehender Revision des Tarifs von vielen Mitgliedern der Ernst der Lage nicht begriffen wird, in der sich die Arbeitnehmer im allgemeinen und die graphischen Hilfsarbeiter im besonderen befinden. Ein Blick auf die große Zahl der Erwerbslosen und die Maßnahmen der Arbeitgeber in Bezug auf Reduzierung der menschlichen Arbeitskraft in ihren Betrieben dürfte jedem einzelnen ins Gehirn hämmern, daß der Rationalisierungssinn die herrlichen Blüten treibt, ganz abgesehen von dem Stolz, den die Unternehmer gegen die Sozialversicherungsabgabe zu führen gedenken. Der Referent schilderte in seinen vortrefflichen Ausführungen die Lage des Gewerbes, wies auf die kommenden Tarifverhandlungen hin und betonte, daß alle Kräfte gesammelt werden müßten, um in den zukünftigen Tagen der Prinzipalität gewinnvoll als geschlossenes Ganzes entgegenzutreten zu können. Vor allem gelte es, in Anbetracht der großen Arbeitslosigkeit und übermäßigen Ausnutzung der im Produktionsprozeß tätigen Arbeitskräfte die Verklärung der Arbeitszeit anzutreten, damit jedem Menschen sein heiliges Recht, das Recht auf Arbeit und Leben, gewährleistet sei. Um das zu erreichen, sei es auch moralische Pflicht eines jeden Gewerkschafters, dem Überfluten der Betriebe mit mehr Rüdgrat entgegenzutreten, gerade jetzt, wo über zwei Millionen Arbeiter und Arbeiterinnen auf der Straße liegen. Ferner sei es wohl selbstverständlich, die Ferienfrage in dem Sinne zu regeln, daß die Hilfsarbeiter, die den gleichen gesundheitsschädlichen Einflüssen im Betriebe ausgesetzt sind wie die Buchdruckerkollegen, ebenfalls Urlaubstage erhalten wie diese. Was den Lohn betreffe, so müsse unbedingt daran festgehalten werden, die Erhöhung des prozentualen Lohnanteils, besonders bei den weiblichen Mitgliedern, zu erreichen. Reicher Beifall lohnte den Redner für seine aufklärenden Worte. Die Versammelten machten sich das Gesagte zu eigen und gaben ihren Willen zu erkennen durch das Verschreien, im Falle des Kampfes sich geschlossen für diese Forderungen einzusetzen. Vertrauen zu den Vertretern und Erzeuger der Organisation gegenüber kamen in dieser Versammlung würdig zum Ausdruck. Die Vorstandswahl zeitigte das Ergebnis, daß die bisherigen Funktionäre ihre Ämter zum Wohl der Mitglieder und zum Gedeihen der Organisation weiterverwalten sollen. Nach Besprechung einiger interner Angelegenheiten schloß der Vorsitzende die Jahreshauptversammlung.

Rundschau

Eine Gauleiterkonferenz der Buchdrucker, die vom 10. bis 12. Januar in Berlin tagte, hat sich u. a. auch mit der großen Arbeitslosigkeit im Gewerbe beschäftigt und beschloßen, zur Finanzierung der Notstandsbeihilfe für die ausgebeurlaubten arbeitslosen Kollegen ab 26. Januar einen Sonderbeitrag von wöchentlich 10 Pf. zu erheben. Die Unterstützung soll dadurch bis Ende des ersten Quartals verlängert werden. Die Beratung der Tarifvorlage nahm über die Hälfte der dreitägigen Konferenz in Anspruch, die Anträge der Tarifparteien sollen am 4. Februar ausgetauscht werden, die Verhandlungen selbst beginnen am 11. Februar.

„In neuen Gewand“ erscheint ab 1. Januar „Der graphische Hilfsarbeiter“, das Organ unseres Bundesverbandes in der Tschechoslowakei. Auf gutem Papier gedruckt, präsentiert es sich dem Leser vortrefflich gegen die frühere Ausgabe, deren Umfang recht beschränkt war. Der Schriftleiter ruft in einem Eingangsartikel die Mitglieder zur Mitarbeit auf. In jeder Ortsgruppe sollte sich jemand finden, der die wichtigsten Vorfälle in den Betrieben oder der Mitgliedschaft registriert und an die Redaktion weiterleitet.“ Sie wird dann das Brauchbare verwenden. Wir wünschen dem alten Streiter im neuen Gewand viel Erfolg. — In derselben Nummer findet sich das Ergebnis von Lohnverhandlungen über die Erhöhung der Mindestlöhne. Die Höhe der Zulagen bewegt sich bei den Hilfsarbeitern zwischen 5,30 Kr. und 8,50 Kr. je nach der Dauer der Tätigkeit, Familienstand und Art der Arbeit. Für die Kolleginnen sind Zulagen von 2,40 Kr. bis 6,40 Kr. vereinbart worden, wobei zu beachten ist, daß die geringste Zulage nur für Anfängerinnen im ersten Halbjahr ihrer Tätigkeit in Betracht kommt.

Literatur

Die Januarnummer der „Arbeiter-Zeitung“ ist sehr lebendig gestaltet und reich illustriert. Aus mehreren belächelten Aufsätzen erheben wir einen Artikel, an ihren Demotenden. Die „Arbeiter-Zeitung“ erscheint monatlich einmal und kostet pro Heft 25 Pf. Sie ist zu beziehen durch jede Buchhandlung und alle Buchläden.

Die zentrale Funktionsrätekonferenz im Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter. Von Ballin Paris. Herausgegeben vom Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter.

Am 11. Januar verstarb nach länger Krankheit unser langjähriges Mitglied

Karl Martin
(Meyer & Wittig)

im Alter von 66 Jahren.

Ein ehrendes Gedenken bewahrt ihm
Der Gau Leipzig.

Abrechnungen

In der Woche vom 13. bis 18. Januar sind aus Berlin 80 000 M. und aus Magdeburg 1000 M. bei der Hauptkasse eingegangen.

Berlin, den 18. Januar 1930. S. Doda H.

Für die Woche vom 19. Januar bis 25. Januar ist die Beitragssammler in das 4. Feld des Mitgliedsbuches oder der Mitgliedskarte zu kleben.

Verantwortlich für Redaktion: F. Schylla, Charlottenburg, Weichenstraße 18. Fernruf: Amt Berlin 1328. — Verlag: S. Doda, Unter den Eichen 10. Druck: Buchdruckwerkstätte Gmbh., Berlin SW 61, Dreibrunnstraße 6.